

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Hanske, Paul-Philipp
Die Blüten der Stadt

Ein Wegweiser durch die urbane Pflanzenwelt
Mit zahlreichen Fotografien von Christian Werner

© Suhrkamp Verlag
suhkamp taschenbuch 4867
978-3-518-46867-8

SV

**Paul-Philipp Hanske
Christian Werner**

Die Blüten der Stadt

**Ein Wegweiser
durch die urbane
Pflanzenwelt**

Suhrkamp

Auf Verkehrsinseln, in Parks oder am Wegesrand – ständig sind wir umgeben von Pflanzen. Die meisten sehen wir nicht, die anderen kennen wir nicht. Dabei entgeht uns, dass wir auch heute noch immer mitten in der Natur leben. Dieser Wegweiser öffnet den Blick für die urbane Botanik.

Noch vor dem Sehen aber kommt das Riechen: Duftet es nach grünen Mandarinen, befinden wir uns vermutlich im Vorfrühling in der Nähe einer Zaubernuss, bei würzig-nussigem Geruch ist welken-des Ahornlaub nicht fern, und der Duftende Schneeball im Dezember riecht nach Marzipan. Daneben gibt es aber noch viel mehr zu entdecken: von männlichen Amseln, die beim Anblick gelber Krokusfelder zu Berserkern werden, über die unheimliche Vorgeschichte der Haselnuss, Christian Diors Leidenschaft für Maiglöckchen, die Entdeckung der pflanzlichen Sexualität bis zur Frage, wieso die Tomate in der Alten Welt so zaghaft angenommen wurde.

Die Blüten der Stadt wartet auf mit 70 Pflanzenporträts und über 100 Fotografien, in denen die urvertrauten Gewächse in ihrer fremdartigen Schönheit erscheinen. Vor allem befreit uns dieser Wegweiser aus der ewigen »Was blüht denn da?«-Bredouille.

Paul-Philipp Hanske, geboren 1975, schreibt u. a. für *GEO* und das Magazin der *Süddeutschen Zeitung*. Zuletzt erschien von ihm im Suhrkamp Verlag: *Neues von der anderen Seite. Die Wiederentdeckung des Psychedelischen*. Hanske lebt in München.

Christian Werner, geboren 1977, lebt in Berlin und fotografiert für internationale Magazine wie *O32c*, *Numéro* und *Sleek*. Zuletzt erschien von ihm der Bildband *Stilleben BRD*.

INHALT

Was dieses Buch will	8	Stiefmütterchen	51
		Narzisse	55
JANUAR		Pappel	59
Mistel	14	Schneeglöckchen	62
Fichte	18	Netzblatt-Schwertlilie	65
Moose	22		
		APRIL	
FEBRUAR		Magnolie	70
Zaubernuss	26	Forsythie	73
Winterling	28	Kirsche	77
Hasel	31	Mahonie	83
Gänseblümchen	35	Stinkende Nieswurz	86
Hyazinthe	37	Tulpe	89
		Kaiserkrone	93
MÄRZ		Rhododendron	95
Weide	44		
Krokus	47		

Erste Auflage 2018
suhrkamp taschenbuch 4867
Originalausgabe
© Suhrkamp Verlag Berlin 2018
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck und Bindung: CPI - Ebner & Spiegel, Ulm
Umschlagabbildung:
Geißbart, fotografiert von Christian Werner
Art Direction: Alexis Zurflüh
Grafik: Federico Bardelli
Retouching: Martin Bilinovac
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46867-8

MAI	Pfingstrose _____	155
Löwenzahn _____	Linde _____	157
Birke _____	Sommerjasmin _____	163
Waldmeister _____	Robinie _____	167
Berberitze _____		
Wurmfarn _____	JULI	
Deutsches Weidelgras _____	Rose _____	172
Knoblauchsrauke _____	Geißbart _____	176
Flieder _____	Dahlie _____	178
Holunder _____	Biotop Wiese _____	182
Maiglöckchen _____	Steppenkerze _____	187
	Brennnessel _____	191
JUNI	Stechapfel _____	193
Mohn _____		
Erdbeere _____	AUGUST	
Jelängerjelieber _____	Große Klette _____	198
Mäusegerste _____	Biotop Balkon _____	200

Waldrebe _____	204	NOVEMBER
Buchsbaum _____	207	Thuja _____
Tomate _____	211	Schneebeere _____
Kornelkirsche _____	213	Buche _____
SEPTEMBER		DEZEMBER
Jungfernebe (Wilder Wein) _____	218	Tanne _____
Goldrute _____	223	Stechpalme _____
Hopfen _____	225	Duftender Schneeball _____
Kastanie _____	229	
Apfel _____	233	Pflanzen _____
		Personen _____
OKTOBER		Danksagung _____
Ahorn _____	238	Zitatnachweise _____
Vogelbeere _____	242	
Eibe _____	247	
Hanf _____	249	

WAS DIESES BUCH WILL

Natur ist heute sehr fern. Zwar gibt es unzählige Magazine mit »Land-« im Titel, das ändert aber nichts daran, dass Lebensmittel zur Unkenntlichkeit verarbeitet sind, Kinder mehr Marken am Logo als Bäume an ihren Blättern erkennen und Stechmücken die einzigen Wildtiere sind, die uns nahe kommen. Viele empfinden diese Naturferne als Zeichen des Niedergangs. Tatsächlich nicht zu leugnen sind die verheerenden ökologischen Auswirkungen unserer Zivilisation. Und doch steht der Mensch, so glauben wir, immer noch in einem existenziellen Verhältnis zur Natur. Er kann gar nicht anders. Das zeigt sich vor allem in seiner Verortung im Jahreskreis. Sobald er vor die Haustüre tritt, kann er wahrnehmen: die noch braune Wiese, aus der die ersten Krokusse brechen, die florale Fülle des Sommers, das nussig riechende Herbstlaub, die atypischen Spätblüher, die uns im Winter überraschen. Wir sind ständig

umgeben von Blumen, Büschen und Bäumen, deren Wachsen und Welken, deren Brunst und Fäulnis uns rund ums Jahr vor die Augen treten und in die Nase steigen. Darum geht es in diesem Buch. Genauer: um die Pflanzen, die in der Stadt wachsen.

Auf den ersten Blick scheint der urbane Raum mit seinem Beton, seinem Lärm und seinem eingehegten Grün das Gegenteil von Natur zu sein. Dabei weisen Städte heute eine viel größere botanische Vielfalt auf als das von agrarischen Monokulturen geprägte Umland. Die Pflanzen, die in diesem Buch vorkommen, sind Allerweltsgewächse. Man muss sie weder auf entlegenen Almwiesen suchen noch mühsam anpflanzen. Man trifft sie zufällig an – in Beeten und am Wegesrand, in Gehölzen und auf Verkehrsinseln. Auch ist es egal, ob die Pflanzen in Mitteleuropa heimisch sind oder eingebürgert, ob sie kultiviert werden oder wild wachsen. Ihre Auswahl konnte

dabei nur radikal subjektiv sein. Wir – ein Autor und ein Fotograf – beschrieben und fotografierten die Gewächse, auf die wir aufmerksam wurden. Die Pflanzen sind kalendarisch angeordnet, sie tauchen zu dem Zeitpunkt des Jahres auf, wenn sie am meisten auffallen. Oft tun sie das durch ihre Blüte, manchmal ist jedoch auch die Frucht spektakulärer, oder es gibt kulturelle Termine wie Feiertage, an denen sie eine Rolle spielen.

Diese Anlässe nutzen wir, um Pflanzen zu portraieren. Auch wenn das Verhältnis des modernen Menschen zur Pflanzenwelt nach wie vor ein profundes ist, so ist es doch meist unbewusst. Man läuft durch eine Wolke schwülen Blütenduftes, weiß aber nicht, was da um Aufmerksamkeit buhlt. Dieses Buch will das ändern, indem es die Pflanzen in ihrer manchmal lieblichen, manchmal bizarren Gestalt zeigt – und indem es ihre Geschichten erzählt. Dabei geht es um

botanische Eigenschaften der Pflanzen, um ihre Herkunft, ihre kulturelle Bedeutung, ihre Kultivierung, um ihre Verwendung als Arznei- und Rauschmittel und um den Duft, mit dem sie uns umwehen. Und wenn auffallend oft kulinarische und sexuelle Aspekte anklingen, zeigt sich darin vor allem, wie eng die Pflanzenwelt mit dem verbunden ist, was dem menschlichen Leben zugrunde liegt: der Ernährung und der Sexualität. Vor allem aber geht es uns darum, Pflanzen als das zu zeigen, was sie bei näherem Hinsehen sind: sehr vertraute und zugleich doch unendlich fremde Protagonisten eines Spektakels, in dem sich nicht weniger spiegelt als die ganze Welt.

Paul-Philipp Hanske & Christian Werner



01

Januar

Mistel

Januar

Name: *Viscum album*, weiß-beerige Mistel.

Dezember reif. Die Mistel kann so alt werden wie ihr Wirt. Es wurden über 400-jährige Exemplare beschrieben.

Saison: Die Mistel blüht ab Mitte Februar, die Früchte sind ab

Im tiefsten Winter, wenn die Natur kahl und nackt ist, bemerkt man sie am ehesten: die kugelförmigen Gebilde, hoch oben in den Wipfeln von Bäumen. Man könnte sie für Vogelnester halten, aber es sind selbstständige Pflanzen: Misteln. Kaum ein zweites Gewächs ist derart belegt mit mythologischer Bedeutung wie dieser seltsame Halbschmarotzer, der Tannen, Kiefern, vor allem aber Laubholz wie Apfelbaum, Linde, Ahorn, Pappeln, Weiden und Birke befällt. Viele der Mythen, die sich um die Mistel ranken, haben mit dem Tod zu tun: In der *Edda* wird Baldur, der Gott des Lichts und der Gerechtigkeit, von einem Pfeil aus Mistelholz getötet. Daraufhin findet die Sommersonnenwende statt, die Tage werden kürzer, und es geht unweigerlich auf den Winter zu. Auch der goldene Stab, mit dem die griechische Göttin Persephone die Pforten der Unterwelt öffnet, ist aus Mistelholz.

Doch dann steht die Mistel auch für das genaue Gegenteil des Todes: Der Mistelzweig, unter dem man sich in England an Weihnachten küsst oder in Frankreich in der Silvesternacht Wünsche für das neue Jahr austauscht, verweist auf Neuanfang und im weitesten Sinne auf Zeugung. Bei den Kelten galt die Mistel als Fruchtbarkeitssymbol, und immer wieder wird der weiße, klebrige Schleim der Mistelbeere mit Sperma in Verbindung gebracht. Die Thematik - Leben und Tod - mag auch mit der aggressiven Ausbreitung der Mistel zu tun haben; vor allem aber mit ihrer atypischen, aus dem Jahresrhythmus so ganz und gar herausfallenden Anmutung. In scheinbar toten Winterbäumen ist der immergrüne Busch das blühende Leben selbst. Wenn ab Dezember die weißen Beeren reif sind, tummeln sich lautstark Vögel - Misteldrossel, Wacholderdrossel und Mönchsgrasmücke - in den kugeligen Nestern.

»Nichts bei dieser Pflanze ist normal«, urteilte der Pflanzenpathologe Carl von Tubeuf über die Mistel, und das fängt schon bei der Tatsache an, dass diese nicht in der Erde wurzelt, sondern im Holz anderer Bäume. Als Halbschmarotzer betreibt die Mistel selbst Photosynthese, zapft jedoch Wasser und Salze von der Wirtspflanze ab. Um an genügend Nahrung zu gelangen, hat die Mistel eine höhere Transpiration als ihr Wirt - relativ gesehen verbraucht sie mehr Wasser als dieser. Deswegen fühlen sich die dicken, wachsigen Mistelblätter auch immer etwas kühl und feucht an. Die Pflanze schwitzt ständig. Das bekommt man als Spaziergänger freilich nur mit, wenn ein Mistelwirt umgeweht oder, wie nun im Januar, bei Baumpflegearbeiten geschnitten wurde. Ebenso unbemerkt bleibt meist der Duft der winzig kleinen, gelben Blüten, die ab Mitte Februar aufgehen. Die Mistel ist diözisch, zweihäusig. Es gibt weibliche und - etwa ein Viertel der Population - männliche Pflanzen. Die männlichen Blüten verströmen einen intensiven, süßen Duft, der so gar nicht in nördliche Breiten zu passen scheint. Er erinnert an Maracuja und tropischen Überschwang. Gelockt werden damit nicht Bienen, sondern Fliegen.

Die Lieblichkeit des Blütenduftes darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Mistel eine Krankheit für den Wirt ist. So drollig die Büschel in den Wipfeln aussehen, es sind Geschwüre, die an der Vitalität des Baums saugen. Schon die Infektion verläuft brutal. Der Samen in den Mistelbeeren schwimmt in einer zähen, klebrigen Schleimschicht. *Viscum*, der lateinische Name der Mistel, ist auch das Wort für Leim, und der Begriff Viskosität, der die Zähigkeit einer Flüssigkeit beschreibt, ist davon abgeleitet. Entweder der Vogel frisst die Mistelbeere und sein Kot wird dadurch klebrig, oder er wetzt sich den verschleimten Schnabel sauber - in beiden Fällen haftet der Samen mit Schleimresten an der Wirtspflanze. Nun lässt sich die Mistel Zeit. Es wächst ein Keim. Über Monate hinweg ernährt sich dieser aus den Resten der Schleimschicht. Schließlich entwickelt er eine Haftscheibe, die sich unlösbar an die Rinde des Wirts saugt - man darf dabei an den »Facehugger« denken, jenes schreckliche



In winterlichen Laubbäumen sind Misteln das einzige Grün.

Januar

Wesen aus dem Film *Alien*, das sich bei Astronauten im Gesicht festkrallt und diese dann zur Eiablage nutzt. Ähnlich verfährt auch die Mistel. Unter der Haftscheibe bildet sich ein »Penetrationskeil«, auch »Primärsenker« genannt. Der arbeitet sich mit einer Mischung aus enzymatischer Lösung und mechanischer Gewalt langsam, aber sicher in das Holz des Wirts vor und verwächst schließlich damit. Das Ganze muss für den Wirt freilich nicht zwangsläufig tödlich enden. Misteln zwacken zwar etwas von dessen Lebenskraft ab – befallene Bäume wachsen langsamer, haben kleinere Früchte und sind anfälliger für Sturmschäden –, aber ein oder zwei Mistelbüsche schaden nicht ernsthaft. Zumal diese auch nur sehr langsam wachsen – nämlich pro Jahr um eine Gabelung an jedem der verzweigten Äste.

In anderer Hinsicht aber war die Mistel tatsächlich ein Todesbringer. Und zwar für Vögel. In früheren Jahrhunderten wurden Singvögel mit klebrigen Leimruten gejagt, die neben einem Käfig ausgelegt wurden, in dem sich ein Lockvogel befand. Für die Leimruten bestrich man Papierstreifen mit dem schleimig klebrigen Sperma der Misteln, dessen Verbreitung die Misteldrosseln fleißig vorantrieben. Die Römer, als Kriegervolk wenig empathisch, hatten dafür nur kalten Spott übrig: »Turdus ipse sibi cacat malum« – »die Drossel kackt sich selbst ihr Verderben«.

- Mistelbeeren schmecken bitter und schleimig. Kulinarisch finden sie nur in dem kroatischen Tresterbrand Biska Verwendung, der aber auch nur in Kroatien getrunken wird.
- In der anthroposophisch informierten Krebstherapie spielen Mistelpräparate eine Rolle, die direkt in das Tumorgewebe injiziert werden und dessen Wachstum hemmen sollen. Die Wirksamkeit ist aber umstritten.
- Misteln können auch andere Misteln befallen. Auf diese Weise gibt es Büsche, die weiblich und männlich sind, jedoch aus zwei Pflanzen bestehen.

Fichte

Name: *Picea abies*, Europäische Fichte, Familie: Kieferngewächse.

Saison: Als Nadelbäume sind Fichten das ganze Jahr über grün. Geschlagen werden Fichten meist im Winter.

Fichtenwald ist nicht schön. Die in engen Reihen gepflanzten Nadelbäume sind bis auf eine Höhe von drei oder vier Metern dürr. Wirres Totholz versperrt den Weg. Der mit spitzen braunen Nadeln und Reisig bedeckte Boden sieht nie die Sonne – und Regen kommt auch nur durch, wenn es schüttet. Schonungen sind mit grobmaschigem Metallzaun umstellt, um das Jungholz vor Verbiss durch Wild zu schützen. Fichtenwald ist monoton, langweilig und düster – wer sich hier verirrt hat, sehnt sich nach der nächsten Lichtung.

Und verirren geht schnell. Die Fichte ist der Brotbaum der deutschen Waldwirtschaft. Mit einem Viertel des Bestandes ist sie der am häufigsten in deutschen Wäldern vertretene Baum, vor der Kiefer und der Buche. In bestimmten Gebieten, etwa den Höhenlagen Bayerns oder Thüringens, macht sie mehr als die Hälfte des Waldes aus. Im Januar ist im Fichtenwald Holzernte. Man wählt dafür den strengen Winter, zum einen, weil die Bäume dann nicht im Saft stehen und leichter geschnitten werden können. Zum anderen ist zu dieser Zeit die Wahrscheinlichkeit höher, dass der Waldboden gefroren ist. Die tonnenschweren »Harvester« – Waldtraktoren mit integrierter Säge – können sich nun durch den Wald bewegen, ohne allzu sehr einzusinken. Schaden richten sie in jedem Fall an. Waldboden, der einmal von einem Harvester komprimiert wurde, braucht bis zu 30 Jahre, um sich davon wieder zu erholen. Um die Verwüstung zu begrenzen, ist Nutzwald von sogenannten »Rückegassen« durchzogen: schnurgeraden Wegen durch das gleichmäßige Grün.

Die Dominanz der Fichte ist ein relativ junges Phänomen. Wir stellen uns die Wälder vergangener Jahrhunderte gerne als dicht und wild vor, das Gegenteil aber war der Fall. Im ausgehenden Mittelalter herrschte vielerorts eine Holzkrise. Die ursprünglichen Mischwälder, dominiert von langsam wachsenden Bäumen wie Buchen und Eichen, waren abgeholzt, weite Landstriche Europas

Januar



waren regelrecht kahl. Die beginnende Industrialisierung mit ihrem enormen Bedarf an Brennmaterial verschärfte die Situation noch weiter. Nun trat die junge Forstwirtschaft auf den Plan. Da die Fichte mit etwa 80 Jahren Umtriebszeit – dem Alter des Baums bei Schlagreife – sehr schnell wächst, und da Fichtenholz leicht, stabil und also ideal nutzbar ist, wurde mit Fichten quasiindustriell aufgeforstet. Ursprünglich in kühlen und feuchten Regionen beheimatet, wie etwa in Skandinavien, expandierte der Nadelbaum nun in weiten Teilen Europas – und wurde erfolgreich nach Nordamerika exportiert. Die großflächige Fichten-Monokultur entstand.

Und damit eine Menge Probleme: Fichten sind Flachwurzler. Bei starkem Sturm oder Orkan – und davon gibt es im Zuge des Klimawandels immer mehr – wird ein reiner Fichtenwald umgeknickt wie eine Reihe Streichhölzer. Fichten sind übermäßig anfällig für Borkenkäferbefall, der vom Wald meist nichts als eine Brache voller kahler Baumskelette übrig lässt. Die Fichte wurde vom Brot- zum Notbaum.

Dabei ist sie, so sie nicht in enger Monokultur gepflanzt ist, ein herrliches Gewächs. Mit ihren bis zu 60 Metern ist die Fichte der höchste einheimische Baum. Wenn sie nicht von ihresgleichen bedrängt wird, zeichnet sie sich durch einen majestätischen,



Die Zapfen der Fichte sind ab Ende Mai sichtbar.
Reif sind sie im Oktober.

gleichmäßigen und ausladenden Wuchs aus. Das Holz von langsam wachsenden Gebirgsfichten ist bekannt für seine Klangeigenschaften und wird in Streichinstrumenten verbaut. Rindenläuse saugen den Saft der Fichte und produzieren daraus Honigtau, der wiederum von Bienen zu dem dunklen, scharfwürzigen Waldhonig verarbeitet wird. Überhaupt ist die Fichte einer der aromatischsten Bäume. Das, was uns als Waldduft in die Nase steigt, ist zum Großteil ihr Geruch. In seiner harzigen, terpeninhaften Ausprägung riecht man ihn im Januar besonders oft, da aus den geschlagenen Stämmen reichlich goldbraunes Harz tropft. Und auch die Fichtennadeln und -triebe haben einen ganz eigenen Geruch. Im Gegensatz zu dem süßlich rustikalen, aus Saunalandschaften bekannten Duft der Kiefern, riecht die Fichte sehr frisch, grün und spitz: nach Harz und Zitrone. Im frühen 20. Jahrhundert war »Spruce« in den USA das beliebteste Aroma für Kaugummi und Bonbons, bevor es von Minze und Menthol ersetzt wurde. Aber noch heute gibt es in Nordamerika und in England »Spruce Beer«: Fichtenbier.

Es ist wahrscheinlich, dass der Fichtenduft bald rar wird. Der Klimawandel setzt der Fichte nicht nur durch Sturmschäden zu – es wird ihr schlicht zu heiß, was sie noch anfälliger für Krankheiten macht. Doch längst steht ein Nachfolger bereit. Die nordamerikanische Douglasie ist wesentlich robuster, wurzelt tiefer und liefert ähnliche Holzqualitäten wie die Fichte. Im Jahr 2050 wird, so manche Schätzungen, die Fichte nur noch fünf Prozent des deutschen Waldes ausmachen – das ist in etwa der Anteil, den sie vor der Industriellen Revolution innehatte. Naturgeschichtlich betrachtet dauerte der Siegeszug der Fichte nicht länger als ein Wimpernschlag.

- Fichten können bis zu 600 Jahre alt werden, in Einzelfällen aber auch sehr viel älter. Die Fichte »Old Tjikko« in Nordschweden ist mit ihren 9500 Jahren einer der ältesten Bäume der Welt.
- Der lateinische Name »picea« leitet sich von »pix«, Pech, ab. Wegen ihrer starken Harzproduktion war die Fichte über Jahrtausende ein wichtiger Lieferant von Schmier- und Dichtmitteln.

Moose

Name: Alle Moose gehören zum biologischen Reich der Plantae. Es gibt drei Abteilungen: die Laubmoose (Bryophyta), die Lebermoose (Marchantiophyta) und die Hornmoose (Anthocerotophyta).

Saison: Moose wachsen das ganze Jahr über. Auch die Sporenbildung ist nicht an Jahreszeiten gebunden, sie findet statt, wenn es warm genug ist.

Moose sind im tristen Stadtwinter, wenn alles herum grau und tot ist, eine kleine Augenweide. So unscheinbar die grünen Polster aus der Ferne wirken, entdeckt man bei genauerem Hinsehen bizarr-schöne Strukturen: Es gibt blütenartige Gebilde, winzige Tannenbäumchen und verschlungene Mangroven. Eine Pflanzenwelt in Miniatur.

Rein taxonomisch sind Moose Pflanzen. Fast genauso nahe verwandt sind sie aber den Algen. Das hat einen entwicklungs-geschichtlichen Hintergrund: Moose waren die ersten Landpflanzen. Sie entwickelten sich in den Gezeitenzonen vor etwa 475 Millionen Jahren aus Algen. Ihr entwicklungs-geschichtlich hohes Alter ist auch der Grund dafür, dass die Fortpflanzung von Moosen sich komplett von der der meisten anderen Pflanzen unterscheidet. Am ungewöhnlichsten an der Sexualität der Moose ist, dass darin etwas eigentlich typisch Tierisches zum Einsatz kommt: Spermazellen, die sich selbstständig fortbewegen und dabei bis zu anderthalb Zentimeter zurücklegen. Befruchten sie die Keimzellen im Archegonium, dem weiblichen Geschlechtsorgan, bildet sich der Embryo: ein kleiner Becher, der durch die Pflanze bricht und in dem sich Sporen befinden. Diese sind eine Art sehr primitiver Vorform von Samen. Sie enthalten – wie die Pollen der höher entwickelten Pflanzen oder tierische Spermien – nur einen einfachen Chromosomensatz. Im Unterschied zu Samen sind Sporen unglaublich resistent. Sie vertragen Trockenheit, Hitze und Kälte. Oft sind sie noch nach Jahrzehnten keimfähig. Vor allem werden Sporen, die so klein sind, dass sie mit bloßem Auge nicht zu erkennen sind, millionenfach ausgeschüttet. Dieser Modus der Verbreitung ist aber nicht die einzige Vermehrung der Moose. Fällt ein Moos-Ästchen auf eine feuchte Unterlage, wächst es weiter. Das funktioniert sogar mit einem Moos-Smoothie, für den man die Pflanze durch ein Sieb gestrichen hat.



Polster-Kissenmoos wächst auch auf Beton.

Zu dieser produktiven Verbreitungsstrategie passt, dass Moose wahre Überlebenskünstler sind. Sie können zwar nur in Feuchtigkeit gedeihen, überstehen jedoch auch lange Perioden von Trockenheit, indem sie in eine Art Dörrschlaf fallen. Moose wachsen in den Tropen, im Himalaya und in Wüsten. Selbst in der Antarktis, dem lebensfeindlichsten aller Kontinente, gibt es bis zu drei Meter dicke Moosteppiche. Moose waren die ersten Landpflanzen, die die Erde besiedelten – und sie werden die letzten sein, die hier wachsen.

• Es gibt etwa 10 000 Laubmoos-, 4000 Lebermoos- und 150 Hornmoos-Arten. Die einzelnen Abteilungen sind nicht näher miteinander verwandt als Moose mit Gefäßpflanzen. Sehr häufig in der Stadt anzutreffen ist das Polster-Kissenmoos, das etwa in den Fugen von Pflastersteinen wächst, oder das Sparrige Kranzmoos, das im Rasen wächst. Beide sind Laubmoose.

Ein sehr häufiges Lebermoos ist das Brunnenlebermoos.

• Brunnenlebermoos wurde im Mittelalter – aufgrund seiner leberförmigen Blätter – in Wein ausgekocht und als Lebermittel gereicht. Daher stammt auch der Name. In der modernen Medizin wird Moos unter anderem aufgrund seiner pilzabtötenden Wirkung verwendet.



02

Februar

Zaubernuss

Name: Hamamelis vernalis,
Frühlings-Zaubernuss,
Familie: Zaubernussgewächse.

Saison: Die Blüte beginnt
Anfang Januar und endet im März.

Die Zaubernuss versteht sich auf Hokuspokus. Sie ist einer der frühesten Blüher des Jahres, manchmal gehen die ersten Knospen schon an warmen Dezembertagen auf. Bei genauerer Betrachtung erweisen sich die Blüten als sehr hässlich. Dünne, krumpelige, neongelbe Fäden hängen aus der Knospe wie die schlappen Finger eines Aliens. Doch dann führt die Zaubernuss ihr Kunststück vor: Fallen die Temperaturen unter null Grad, ziehen sich die Fäden wieder in die Knospe zurück. Blüten, die sich öffnen und schließen, sind keine Besonderheit im Pflanzenreich. Aber eine Rückwärtsbewegung ist für gewöhnlich eher aus der tierischen Welt bekannt.

Der Name Zaubernuss hat allerdings einen anderen Ursprung: Er ist wahrscheinlich eine Verdeutschung des vom Vater der modernen Botanik vergebenen Gattungsnamens Hamamelis. Der leitet sich vom Griechischen »hama« (gleichzeitig) und »melos« (Frucht) ab und verweist darauf, dass die kleinen unscheinbaren Früchte der Zaubernuss zeitgleich mit den extrem früh erscheinenden Blüten der Pflanze hängen. Der englische Name »witch hazel« – Hexenhasel – bringt diese Besonderheit ebenfalls schön zum Ausdruck. Als Mehrgenerationenpflanze bedrohte die Zaubernuss das alteuropäische Konzept der Genealogie.

Einige Jahrhunderte vorher hätte diese Anormalität der Zaubernuss zu einer glänzenden Karriere in Sachen schwarzer Magie verholfen, doch das Gewächs wurde erst zur Hochphase der Aufklärung nach Europa gebracht: im frühen 18. Jahrhundert. Heimat der frühblühenden Hamamelis ist das Orzak-Plateau in den nordamerikanischen Bundesstaaten Missouri und Oklahoma. Die Ansiedlung der Zaubernuss in Europa war eine Art botanischer Reimport. Paläontologische Untersuchungen ergaben, dass Hamamelis in Europa bis zur letzten Eiszeit (etwa: 100 000 bis 10 000 v. Chr.) stark verbreitet war. Da die Pflanze mit ihrem Taschenspielertrick schon damals sehr gut an Kälte

Februar



angepasst gewesen sein dürfte, war es vermutlich das Aussterben von Bestäubern, das ihr den Garaus machte.

Heute ist die Zaubernuss ein Beweis dafür, dass botanische Mobilität – in diesem Zusammenhang fällt oft der kämpferische Begriff »Invasion« – per se nichts Schlechtes ist. Denn wie traurig wäre es, auf den ungewöhnlichen Duft ihrer Blüten verzichten zu müssen, der an den spitzen Geruch grüner Mandarinen erinnert. Und wie gut passt dieses leicht aufdringliche Parfüm zum exzentrischen Auftritt dieses Zauberkünstlers auf der weißen Bühne des späten Winters.

• Ein aus der Virginia-Zaubernuss gewonnenes Extrakt wurde schon von den Ureinwohnern Nordamerikas zur Behandlung von Entzündungen, Blutungen und

Verletzungen verwendet. Heute ist es ein wichtiger Bestandteil vieler kosmetischer Produkte.

Winterling

Name: Eranthis hyemalis, Winterling
Familie: Hahnenfußgewächse.

Saison: Winterlinge blühen
ab Anfang Februar.

Noch ist alles kahl. Auch verhalten sich noch die meisten Singvögel ruhig, nur der spitze Zickzackgesang der Meisen und des Buchfinks ist zu hören, wie ein Wecker, der zu früh gestellt wurde. Viel lauter aber sind die Laubbläser, mit denen Gärtner versuchen, das trockene Laub des Vorjahres zu handlichen Haufen zusammenzurufen. Scheint die Sonne, so wärmt sie noch nicht, oft ist sie hinter einem milchigen Schleier verborgen. Keine Frage: Noch herrscht Winter.

Doch auch der hat seine eigenen Blüten. Die auffälligsten findet man an den Rändern von Wiesen. Hier wachsen Winterlinge. Zwei, drei frostfreie Tage Mitte Februar reichen, um sie aus der Erde sprießen zu lassen. Dann färben sich weite Flächen in strahlendes Gelb.

Winterlinge sehen aus wie kleine, lustige Männchen. Eine kugelförmige, dottergelbe Blüte sitzt auf einem sogenannten Wirtel, einer Halskrause aus gefiederten Blättern. Die Blüte öffnet sich bei Sonnenschein und schließt sich am Abend – um die empfindlichen Erbanlagen vor der Nachtkälte zu schützen. Zwischen den Blütenblättern befinden sich winzige, dünne Röhren. Hier verbirgt sich der Nektar des Winterlings, der die Bestäuber anlockt. Geschlürft werden kann er ausschließlich von Hummeln; nur deren Rüssel ist lang genug, um am Grund des Kelches zu saugen. Für die dicken Hummelköniginnen, die an den ersten Sonnentagen träge und langsam über die Wiesen brummen, ist der Winterling überlebenswichtig. Wir Menschen können am Winterling immerhin riechen, dann nehmen wir einen sehr zarten, honigsüßen Duft wahr, in den sich aber auch das krautig zwiebelige Aroma der grünen Pflanzensäfte mischt, wenn man es wagt, den Winterling zu pflücken. Der Stiel ist zäh und gummiartig. Wer einen Winterling in der Hand halten möchte, muss Gewalt gebrauchen und zermatscht ihn dabei zwangsläufig.

Der Auftritt des Winterlings ist kurz. Nach nur wenigen Tagen verwelken die gelben Blüten. Schon Anfang Juni, wenn alles blüht und summt und zwitschert und duftet, verschwinden die knöchelhohen Pflänzchen wieder von der Erdoberfläche. Ihr Laub, bestehend aus handförmigen Blättern, hat dann seine Arbeit getan und verwelkt. Die Samen sind reif, vor allem aber hat das unterirdische »Überdauerungsorgan« – ein sogenanntes Rhizom, mehrere verwachsene Knollen – genügend Energie getankt. Der Winterling schläft bis zum nächsten Spätwinter.



• Winterlinge mögen weiche Erde und schattige Plätze. Unter Nadelholz wachsen sie nicht.

• Die Heimat des in Mitteleuropa verbreiteten Winterlings ist der Balkan und Südeuropa. Von dort aus wurde er im 16. Jahrhundert nördlich der Alpen als Zierpflanze eingeführt.



Hasel

Name: *Corylus avellana*, Gemeine Hasel, Familie: Birkengewächse.

Saison: Die Gemeine Hasel blüht ab Februar, Ende August sind die Nüsse reif.

Wer an windigen Vorfrühlingstagen an einem Haselstrauch vorbeigeht, kann schweflig gelbe Wolken sehen, die sanft verweht werden. Der Strauch ist ein Beispiel für Anemogamie, schöner: für Windblütigkeit. Es gibt männliche und weibliche Blüten, die Bestäubung übernimmt der Wind, der in dieser Jahreszeit frisch bläst. Weil natürlich der Großteil der Pollen dabei verweht wird, muss die Hasel ihr männliches Erbgut in rauen Mengen produzieren. Eines der länglichen Kätzchen, liebevoll auch »Märzennudel« genannt, enthält bis zu zwei Millionen Pollenkörner. Entsprechende Allergiker fluchen daher auf die Hasel. Und wenn es die Natur besonders böse mit ihnen meint, müssen sie aufgrund einer Kreuzallergie auch noch auf den Genuss der Nüsse verzichten.

Für uns Zeitgenossen ist ein Leben ohne Nougat, Haselnusspesto und Schokolade (die oft Spuren von Nüssen enthält) ein Ärgernis. Für unsere Vorfahren aber war die Haselnuss unvergleichbar wichtiger, nämlich überlebensnotwendig. Mit ihrer harten, dichten und schützenden Schale und dem hochkalorischen Kern ist sie in Zeiten chronischer Unterernährung eine Art Survival-Kit. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Haselnuss einen entscheidenden Anteil bei der Verbreitung und Sesshaftwerdung des *Homo sapiens* in Europa hatte. Vor etwa 10 000 Jahren begann die Klimastufe des Boreal, die sich durch eine stetige Erwärmung auszeichnete. Die noch von der Eiszeit bestimmte Vegetation Zentral- und Nordeuropas änderte sich radikal. Die Hasel hielt Einzug und stellte - vergesellschaftet mit der Kiefer - den Großteil des Waldbestandes. Was damals hieß: Die Hasel wuchs überall.

Die Menschen, die noch nicht sesshaft waren, fanden in ihr eine ideale Nahrungsquelle. Es ist wahrscheinlich, dass der *Homo sapiens* auch aktiv an der Verbreitung der Hasel beteiligt war - etwa über das Anlegen von Vorräten in der Erde. Mit der folgenden Klimastufe, dem Atlantikum, änderte sich die Vegetation wieder,

nun wurden Erlen, Linden und Ulmen dominant, die dann wiederum abgelöst wurden von Buchen und Eichen: dem Wald, der bis zur Industrialisierung in Europa vorherrschend war. Die Haselnuss aber blieb eine der wichtigsten Nutzpflanzen, was sich unter anderem in ihrer reichen kulturellen Bedeutung zeigt.

Bei den Römern wurden Friedensschlüsse mit Haselzweigen besiegelt. Bis ins späte Mittelalter wurde der Busch weiblich angesprochen – als »Frau Haselin« –, was eventuell auf ihre nährende,



mit matriarchalen Gottheiten assoziierte Funktion verweist. In Germanien galten Haselhaine als heilig, Fremden war es nicht gestattet, mehr als eine Hand voll Nüsse daraus zu entwenden. In vorchristlichen Gräbern finden sich häufig Haselzweige als Beigabe. Diese Symbolik scheint sich bis in die Neuzeit gehalten zu haben – im Märchen *Aschenputtel*. Die Halbwaise bittet ihren Vater, der eine Messe in einer fremden Stadt besucht, um Haselreisig als Mitbringsel. Dieses pflanzt Aschenputtel auf dem Grab der Mutter. Es wächst ein Wunderbaum, in dem die beiden Tauben hausen, die Aschenputtel zum Glück verhelfen. Die Bedeutung der Hasel als Nährbaum könnte so aufgehoben sein.

Eine sehr viel düstere, aber doch verwandte Rolle spielte die Hasel im vorchristlichen Irland. Dort wurden Moorleichen gefunden, die auf bizarr brutale Weise getötet wurden. Die jungen Männer wurden zugleich erschlagen und erstochen, ihre Brustwarzen wurden abgeschnitten und ihre Glieder durchbohrt und mit Haselruten durchflochten. Da die Männer vor ihrem gewaltsamen Tod eine luxuriöse Diät genossen hatten und da es im alten Irland eine Souveränitätsbekundung war, dem Herrscher an den Brustwarzen zu saugen, könnte es sich um alternative Königsanwärter gehandelt haben. Vielleicht wurden sie mehreren Gottheiten zugleich geopfert, was den abstrusen Overkill erklären würde. Dass auch der Hasel als einer der wichtigsten Nährpflanzen hier Tribut gezollt wurde, ist gut möglich.

Aber nicht nur der Früchte wegen war die Hasel so wertvoll. Ihr Holz ist zwar nicht sonderlich hart und haltbar, lässt sich dafür aber sehr gut spalten und biegen. Fassreifen, die Ringe, mit denen die Elemente eines Holzfasses aneinandergedrückt wurden, waren oft aus Haselruten. Diese Eigenschaft macht die Hasel zu einem hervorragenden Bastelholz. Ihre langen, geraden und schön rötlich glänzenden Äste lassen sich wunderbar leicht absägen, entrinden, schnitzen und formen. Im Handumdrehen ist so ein Pfeilbogen gebaut oder ein Messer oder Schwert geschnitzt. Eine überlebensnotwendige Rohstoffquelle ist die Hasel schon lange nicht mehr, aber Freude spendet sie noch immer.

• Die Haselnüsse, die heute gegessen werden, stammen meist nicht von der Gemeinen Hasel, sondern von *C. maxima*, der baumartigen Lambertshasel. Sie wird vor allem in der Türkei und in Italien angebaut.

• Der Name Haselnuss stammt tatsächlich vom Hasen, der sich angeblich gern in dem dichten Busch versteckt. Der lateinische Name *Corylus* stammt von »Korys«, Griechisch für Helm, und bezieht sich auf die helmartige Fruchthülle.



Gänseblümchen

Name: Bellis perennis, Ausdauerndes Gänseblümchen, Familie: Korbblütler.

Saison: Das Gänseblümchen blüht ab Februar und bis in den November.

Das Gänseblümchen ist eine Kinderblume. Zum einen sieht es aus wie eine kindliche Version der Margerite, weshalb es in der Schweiz auch Margeritli genannt wird. Alles an ihm ist klein und zierlich: das gelbe Körbchen in der Mitte, das aus Dutzenden kleiner Zungenblüten besteht, die weißen, manchmal auch zartrosafarbenen Hüllblätter am Rand des Blütenstands und der sehr dünne, leicht beflaumte Stiel der Blüte – man muss dieses Wesen einfach lieben. Dann haben aber auch vor allem Kinder eine Beziehung zum Gänseblümchen. Sie flechten Haarkränze aus ihm, verspeisen es und behaupten, es schmeckte gut. Auch das Liebesorakel »Er oder sie liebt mich / liebt mich nicht« wird traditionell mit Gänseblümchen begangen und ist Ausdruck eines kindlich magischen Denkens, in dem einer Blume die Macht über das eigene Glück zugestanden wird.

Dass Kinder mit der kleinen Blume auf Du und Du stehen, kommt nicht von ungefähr. Kinder spielen auf Wiesen – und genau da wachsen Gänseblümchen, in rauen Mengen und fast das ganze Jahr. Das Gänseblümchen ist eine der heimischen Pflanzen mit der längsten Blühperiode. Schon im Februar spitzen die ersten Knospen aus der Mitte der kleinen Blattrosette. Im Sommer werden die Pflänzchen oft überschattet von größeren Gewächsen und legen eine Pause ein, danach aber blühen sie bis in den späten November.

Eine Pflanze, die so allgegenwärtig ist wie das Gänseblümchen, wurde natürlich auf verschiedene Weise nutzbar gemacht. Es ist hochwertiges Tierfutter, vor allem aber versuchte man mit ihm allerlei Leiden zu mildern. Gegen Kopfschmerzen sollte es helfen und gegen Husten, es sollte Menstruationsbeschwerden lindern, Hautausschlag heilen und die Sehkraft wiederherstellen. Abgesehen von einem – den meisten Korbblütlern eigenen – hautberuhigenden Effekt, sind all diese Wirkungen aber nicht belegt. Sie entspringen vielmehr dem vormodernen Denken in Ähnlichkeiten. Dem Gänseblümchen wurden allerlei besänftigende und lindernde

Eigenschaften zugesprochen, weil es so eine liebevolle, kindlich unschuldige Pflanze ist. Am deutlichsten wurde das in einer volkstümlichen Geschichte aus dem Mittelalter: Als die Muttergottes für das Jesuskindlein Blumen pflücken wollte, verletzte sie sich an einer Dornen. Sie blutete, und aus dem Tropfen wuchsen Gänseblümchen.

Noch eine andere Verbindung weist die kleine Blume zu Blut auf. Als in der Renaissance die Kultivierung der Gartenblumen immer beliebter wurde, hatte auch das Gänseblümchen Konjunktur. Und schnell setzte sich unter Gärtnern das Credo durch, dass die rosa gefärbten Hüllblätter noch lieblicher seien als rein weiße. Nur wusste man nicht, wie die Färbung zustande kam. So goss man die weißen Blumen mit Hühnerblut – in der kindlichen Hoffnung, dass diese sich dadurch färben lassen. Natürlich blieb der Effekt aus. Heute weiß man, dass die begehrte Färbung eine Reaktion auf sehr niedrige Temperaturen ist. Das Gänseblümchen ist nämlich eine der kälteresistentesten heimischen Pflanzen. Ihre Blüten ertragen auch Temperaturen bis -15 Grad. Zum Bild des sanften Kinderblümchens will diese Zähigkeit nicht so recht passen.

- Die Samen des Gänseblümchens sind sehr unauffällig. Der vormals gelbe Korbboden der Blüte wölbt sich spitz empor und verteilt über Wind winzige, eiförmige Samen.
- Das Gänseblümchen ist ein Beispiel für Heliotropismus – seine Blüten richten sich nach der Sonne aus. Auf diese Weise wird eine höhere Temperatur erreicht, die die Stoffwechselfvorgänge in der Blüte beschleunigt und für eine bessere Verbreitung der Duftstoffe sorgt.

- Der Geruch des Gänseblümchens ist nicht gut. Über einen für Korbbütlertypischen Duft, der dem der Kamille ähnlich ist, liegt eine sehr schale Note, die an getrockneten Kot erinnert. Vor allem bei Erwärmung durch Sonnenbestrahlung wird das deutlich.
- Die noch geschlossenen Blütenkörbchen des Gänseblümchens können in Essigsud eingelegt werden und schmecken dann wie Kapern.

Hyazinthe

Name: Hyacinthus orientalis, Gartenhyazinthe, Familie: Spargelgewächse. Es gibt zahlreiche verwandte Pflanzen, etwa die Gattung der Traubenhyazinthe. Saison: Als Zierpflanze im Topf gibt es Hyazinthen bereits Ende Januar zu kaufen. Im Garten gehen sie ab Mitte März auf.

Die Hyazinthe ist eine typische Vertreterin der sogenannten Arbeiterblume. Das nordwestenglische Lancashire war eines der Zentren der industriellen Revolution. In Tuchfabriken wurde in Schichten bis zu 16 Stunden täglich geschuftet. Man müsste meinen, dass die Männer, Frauen und Kinder, nachdem sie die Fabrikatoren verlassen hatten, todmüde ins Bett fielen. Das ist wahrscheinlich – aber etliche fanden noch Zeit, sich der Blumenzucht zu widmen. Bürgerliche englische Gartenautoren des frühen 19. Jahrhunderts bemerkten mit einer Mischung aus Klassendünkel und heimlicher Bewunderung, dass einige Blumen »zur Handwerkerblume herabgesunken« seien. Tulpen, Nelken, Primeln und Ranunkeln galten demnach als unfein, weil sie in kleinen, rußgeschwärzten Arbeitergärten gezogen und veredelt wurden – vor allem von den Nachfahren flämischer Weber, denen die Blumenzucht anscheinend im Blut lag. Und die liebten auch die Hyazinthe sehr. So sehr, dass sie bald die prächtigsten und duftendsten Exemplare in ganz England züchteten.

Die Hyazinthe ist eigentlich eine alte südeuropäische Pflanze. Sie wurde sogar durch einen Mythos geadelt (obwohl nicht ganz klar ist, ob sich die auf Ovid zurückgehende Geschichte wirklich auf die Hyazinthe bezieht): Der Jüngling Hyakinthos soll so anmutig gewesen sein, dass Apollon, der Gott der Kunst und des Bogenschießens, ihn als Liebhaber wählte. Gleichzeitig aber war Zephyros, der Gott des Westwindes, in den Knaben verschossen. Als Apollon und Hyakinthos ihre Kräfte beim Diskuswurf maßen, ließ Zephyros eine böse Böe sausen, woraufhin der von Apollon geschleuderte Diskus abgelenkt wurde und Hyakinthos am Kopf traf. Dem Gott blieb nichts anderes übrig, als aus den Blutropfen seines Geliebten eine Blume sprießen zu lassen. Wie so viele Zierblumen geriet auch die Hyazinthe am Ende der Antike in Europa in Vergessenheit. Sie wurde aber im Orient, vor allem in den Gärten von Aleppo und Bagdad,

